

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Gerda lächelte unter der Berührung, aber nur mechanisch. Ihr Interesse war bei dem Inhalt der Postkarte, und plötzlich sagte sie:

„Du, denk' dir — Astrid und Klaus kommen her. Sie sagen sich für übermorgen, Dienstag, an.“

Er hob den Kopf von ihrer Hand.

„Na, das hätt' auch nicht solche Eile gehabt.“

„Pfui, schäm' dich, Heinz!“

Sie fuhr ihm mit der entblößten Hand leicht über die Wange, mehr ein Schmeicheln als ein Verweisen. Da sagte er:

„Na ja — ist doch wahr! Kaum, daß man sich ein paar Wochen richtig hat, und gleich schneit einem Besuch ins Haus.“

„Sei ohne Sorge. Sie wohnen ja nicht bei uns. Hier — Astrid schreibt's ausdrücklich: Natürlich gegen wir uns. Wir wollen uns doch nicht gegenseitig genieren. Und außerdem — ich möchte doch gar zu gern einmal bei Adlon gewohnt haben. Kinder — es kann ja einfach himmlisch werden!“

„Das sind' ich nun weniger. Himmlisch ist's bloß, wenn ich mit meiner Bebe allein bin. Ganz allein!“

Und abermals umfing er sie.

Gerda duldete es einen Augenblick, doch dann entwand sie sich ihm.

„Meine schöne, neue Toilette!“ Sie strich sich die kostbaren Brüsseler Spitzen glatt. „Willst du denn nie vernünftig werden?“

„Nein — nie! Schlimm genug, daß du es so bald geworden bist. Sei überhaupt froh, daß ich dich nicht verklage — wegen Vorbiegelung falscher Tatsachen?“

„Mich?“ Und sie lachte hell. „Wieso denn?“

„Nun ja! Wenn man dich so sieht, dann denkt man Wunder, wie — und nachher steht da hinter der lodenden Carmenmaste ein ganz süßloses, kleines Frauenzimmer!“

„Ach du!“

Und sie schnippte ihm nedend mit dem Seidentüchlein, das sie gerade aus dem Spitzenärmel gezogen, ins Gesicht. Aber der zarte, warme Hauch, der dem Tuch noch anhaftete, weckte in ihm Erinnerungen.

„Tawohl, kaltherzige Sirene du!“

Unvermutet hatte er ihre schlauke Gestalt umfaßt, hob sie wie ein Kind empor und preßte sie an sich.

Zu ersten Moment schloß Gerda die Augen. Die Ausbrüche seiner Härlichkeit hatten ja noch immer für sie etwas, das sie wie willenlos machte, etwas Nembberaubendes. Aber wie sie in dieses Empfinden versinken wollte, flog sie ganz plötzlich ein Erinnerung an. An jene Erzählung von Tante

Albertine, der Stiftsdame. Hatte so nicht einst auch der Vater seine junge Frau auf Händen getragen? Und doch nachher all der Unfriede!

Da war das andere bei Gerda versflogen.

„Du — Heinz! Ob du mich wohl auch einmal ansfahren wirst?“

Er war so verblüfft, daß seine Arme, die sie noch immer trugen, unwillkürlich nachließen. Rasch benutzte sie es und entschloßte ihm. Da sagte er sich wieder.

„Dich ansfahren? Das fragst du mich — und in solchem Augenblick? Das ist doch wirklich —! Na also, hab' ich denn nicht wirklich recht: Schön, aber auch kalt wie Marmor!“

„Heinzelmann.“ Schmeichelnd hängte sie sich jetzt in seinen Arm, „wir müssen doch allmählich wirklich ein bißel vernünftig werden — gelt? Aber nun komm! Ins Herrenzimmer, dein altes Garçonquartier. Da sitzt sich's doch so wundervoll in den Klubsesseln, die — wenn sie nur könnten — gewiß so viel zu erzählen hätten, von meinem wilden Heinz und seiner wohl noch wilderen Bergangebeit.“

„Du Narrchen!“ Er lachte, schnell wieder bezwungen von ihrem Charme, und folgte ihrem führenden Arm, während sie weiterplauderte:

„Da kuscheln wir uns dann recht gemütlich hinein bei einer Zigarette, bis Jean, dein vielgetreuer Leporello, uns das Essen anmeldet. Mir ist nämlich von all dem vielen Schwätzen heute, offengestanden, etwas flau geworden.“

Sie saßen dann, wie sie es gewünscht hatte.

„Ja — es war freilich ein bißchen viel auf einmal. So'n ganzer Schub von Besuchern.“ gab er zu. „Aber du mußt doch selbst sagen: es sind doch eigentlich alles recht nette Leute.“

„D — ja,“ und Gerda blies den Rauch langsam von sich.

Er horchte auf.

„Na, doch wohl nicht so ganz?“

Sie antwortete nicht gleich. Es waren ja alles alte Freunde von ihm. Aber da drängte er:

„So red' doch, Gerda. Nicht so hinterm Berge halten!“

„Gut, aber nicht böse sein, Heinz — ja! Also sieh mal: es sind ja gewiß alles recht nette Menschen in ihrer Art, und sie haben mich sehr lieb aufgenommen, das erkenn' ich gern an, nur — sie sind so ganz anders.“

„Ja, Ellerstedter Typen sind es freilich nicht!“ Es lag ein leiser Sarkasmus in seinem Scherz. „Doch ich dachte, danach trugst du selber niemals ein Verlangen?“

„Gewiß nicht, Heinz. Aber auch das war es gerade nicht, was ich suchte — das, was ich da heute nun kennen lernte.“ Er stiebte, etwas ärgerlich, seine Zigarette ab.

„So! Und was hast du denn auszusehen an den Leuten?“

„Siehst du, Heinz, jetzt bist du schon böse! Und ich bat dich doch —“

„Böse — Unsinn! Aber wissen möcht' ich doch wirklich, was dir an meinen Bekannten nicht paßt.“

„Der ganze Ton — das ganze Milieu. Diese Leute mögen ja alle viel Geld haben, sehr viel sogar — aber, nimm mir's nicht übel, keine höhere Kultur, keine Tradition. Weißt du, schon wie sie mich aufnehmen, fast alle ausnahmslos: das war zu viel Vertraulichkeit, gleich für den Anfang. Ich goutier' das nicht recht.“

„Na ja — ihr da oben in eurem s—teifen Holf—tein! Ihr laßt einen freilich erst sehr herankommen. Aber, Herrgott, ist denn warme Herzlichkeit, die sich schnell anträgt, nicht zehnmal sympathischer, als eure gefrorene Steifheit?“

„Ich weiß nicht, Heinz. Sein Herz immer gleich so auf den Händen zu tragen —? Zum mindesten kommt es sehr darauf an: wer!“

„Na, ziehen wir das Fazit: du bist also reichlich enttäuscht von deinen Erfahrungen heute?“

„Wenn ich offen sein soll, Heinz — ja.“

Er verstummte. Seine Rechte trommelte auf der Sessellehne.

Da neigte sie sich vor, legte ihm die Hand aufs Knie und sah ihn so bittend in die Augen.

„Liebster — liegt dir denn so viel an diesen Leuten?“

„Um — du weißt doch, es sind alte Freunde; ich war früher oft genug da, und gern. Und vor allem: diese Beziehungen sind nicht ohne Wert für mich. Es sind Geldleute darunter, Hauptaktionäre vom Berliner Schauspielhaus — so was stärkt einem immer das Rückgrat gegenüber der Direktion. Der Axel, der Niemer, ist ein Intrigant, der schon manchem den Stuhl vor die Tür gesetzt hat.“

„Das hast du doch aber nicht zu sträuben, Heinz!“

„Gewiß, natürlich nicht!“ Und er richtete sich unwillkürlich auf. „Nur —“

„Und du wirst diese Leute um so weniger brauchen, wenn du erst am Hoftheater bist. Es ist doch bloß noch eine reine Formalität, wie du mir sagtest.“

„Keine Formalität! Der Vertrag ist schon fix und fertig, nur die Unterschrift des Generalintendanten ist noch nötig. Sobald er von Wiesbaden zurückkommt, hab' ich den Kontrakt in der Tasche.“

„Nun also, Liebster! Was fragst du da nur noch nach diesen Leuten?“

„Alles richtig, liebes Kind. Aber man bricht doch nicht gern so Knall und Fall all seine langjährigen Beziehungen ab.“

„Das sollst du ja auch nicht, Heinz. Das mute ich dir doch selbstverständlich nicht zu. Laß uns ruhig hier und da hingehen, wir werden auch, wenn es nötig ist, sie mal hier haben — nur nicht erst warm werden möcht' ich dort. Nicht erst Bande knüpfen, die nachher zu lösen peinlich ist.“

Heinz Reßler nickte vor sich hin. Es konnte ebensoviele Zustimmung wie Widerspruch sein. Er hätte wohl allerlei zu erwidern gehabt: daß er diesen Verkehr doch nur recht ungern aufgeben würde. Es war eigentlich immer sehr nett da gewesen. Der ganze Ton, so lustig, frei, ungebunden — man nahm sich gegenseitig nichts übel, kein lästiger Formentram — es hatte ihm persönlich sehr gelegen.

Aber er sagte ihr das nicht. Er fühlte klar, daß sie ihn da nicht verstehen, sich über ihn wundern würde. So schwieg er denn, aber mit nachdenklicher, leicht beschatteter Miene. Zum erstenmal ward er sich dessen bewußt, daß es zwischen ihm und seiner jungen Frau ernstere Unterschiede gab, trennende Spalten im Boden ihrer Anschauungen, aber die vielleicht nie eine Brücke hinüberführen würde.

Gerda aber deutete sich sein Schweigen anders:

„Du glaubst vielleicht, Heinz, ich mute dir zu, dich nur allein mit mir zu begnügen? Nein, daran denke ich ja gar nicht. Auch ich brauche Umgang, Verkehr. Aber passend muß er sein, wirklich passend für uns. Und wart's nur ab, ich bringe uns schon einen netten Kreis zusammen. Da sind von Voewedes, er Hauptmann im Generalstabe, sie eine charmannte, noch junge Frau, und die reizenden Bungardts, auch früher bei uns im Regiment, jetzt er Direktor im Kaiserlichen Antoklub, wirklich alles feingebildete, interessante Leute — und dann noch Oberleutnant von Hefswirth — hier auf Kommando —“

Doch Reßler hob abwehrend die Hand.

„Willst du mich denn mit Gewalt militärisch machen? Das wird ja die reinste Fiktion vom Regiment! Ne, Kind — glaubst du wirklich, daß mich das reizen könnte?“

Und er stand auf, mit einer nervösen Bewegung. Die Hände in den Hosentaschen, spazierte er im Zimmer auf und ab.

Gerda sah zu ihm hin, stark betroffen. Das hatte sie freilich nicht erwartet. Im Gegenteil, sie hatte angenommen, er würde es freudig begrüßen, daß seine Frau ihm ein so bevorzugtes gesellschaftliches Milieu schaffen wollte, das ihn doch sehr hinaus hob über das eigentliche Niveau seines Berufes. Und nun lag ihm so gar nichts daran!

Langsam ließ sie den Kopf sinken und stützte ihn in die Hand. Sie sann vor sich hin — ernste Gedanken. Und plötzlich fielen ihr die Worte des Vaters damals ein: Es tut nicht gut, wenn der Mensch aus seinem Stande herausgeht. Dort ist nun einmal der Boden für seine Wurzeln, man lockert sie nicht ungestraft — wenn er nun wirklich recht hatte?

Das Schweigen in dem Raum lastete schwer auf Gerda. Sie atmete auf, als sich dann plötzlich die Schiebetür geräuschlos teilte und Jean mit einer Verbeugung auf der Schwelle stand.

„Gnädige Frau — es ist angerichtet.“

Da wandte sich auch Heinz Reßler seiner jungen Frau wieder zu. Mit einem Lächeln bot er ihr den Arm:

„Darf ich bitten, meine Gnädigste?“

Aber der scherzende Ton klang etwas gezwungen.

Es war am Dienstagmorgen. Heinz machte sich im Toilettezimmer zum Ausgehen fertig. Um zehn mußte er auf der Probe sein. Gerda in einer zart lachsfarbenen Matinee von Seidenschiffon, die nur wie ein Schleier ihre schlankte Gestalt umschloß, war ihm mit kleinen Handreichungen behilflich. Nun wollte er sich, schon den Zylinder auf dem Kopfe, von ihr verabschieden, da trat sie aber noch einmal an ihn heran.

„Nur einen Moment — ich muß dir die Krauwatte noch mal binden. Sie sitzt mir nicht schief genug.“

Aber er winkte ab.

„Laß, laß, Kind. Ich bin in Eile.“

„Ach, die eine Minute!“ Und sie machte sich trotz seiner Weigerung ans Werk.

Etwas nervös sah er auf ihre Hände an seiner Brust herab. Sonst hatte er bei dieser Gelegenheit ihr immer die Arbeit mit tändelnden Küssen auf ihre schlanken Finger gestört; heute aber sagte er mit leisem Stirnrünzeln:

„Daß ich nur nicht zu spät komme! Es wäre mir höchst fatal.“

Gerda lachte.

„Na, und wenn selbst. Es würde dir doch kein Mensch ein Wort sagen.“

„Da irrst du eben. Der Oberregisseur hat seit einigen Tagen einen fast herausfordernden Ton gegen mich. Und gestern war er nahezu unverschämte, der Bursche. Es ist fast, als ob er sich mit Gewalt an mir reiben wollte.“

Gerda sah nun doch auf.

„Aber wie kommt der Mensch denn dazu?“

„Ja, ich weiß mir nur eine Erklärung. Vermutlich hat Niemer — er sprach vom Direktor — „doch schon Wind gekriegt von meinen Verhandlungen mit dem Intendanten und hat nun eine heimliche Wut auf mich. Na, und da heßt er mir eben sein gereues Faktotum Laffel auf den Hals.“

Gerda nickte. „Das mag wohl sein.“

Doch dann legte sie dem Gatten die Arme um die Schultern.

„Dann will ich dich auch gar nicht länger mehr aufhalten. Daß du nicht etwa noch meinewegen Verdruß hast. Also addio, Liebster. Und laß dich nicht ärgern von dem dummen Menschen. Hörst du? Denk' immer: Nur ein paar Wochen noch — dann könnt ihr mir ja allesamt gewogen bleiben.“

„Ärgern?“ Er lachte. „Das gibt's ja nicht. Aber kommt mir der Bursche zu unverschämte, dann fahre ich mit ihm ab, daß es seine Art hat! — Na, also auf Wiedersehen, heute bei Adlon.“

„Ja!“ Und sie erinnerte ihn noch einmal: Zwei Uhr. Wir sind pünktlich da, wahrscheinlich sogar schon vorher.“

(Fortsetzung folgt.)

### Advokat Murrenhart.

Von Konrad Martin Lant.

Advokat Murrenhart war früher der gefeierte Kriminal- und Zivilverteidiger in der kleinen Residenz gewesen. Jahrzehnte waren die schwierigsten Fälle ihm übertragen worden, und immer hatten seine Plaidoyers einen Freispruch oder zum wenigsten ein mildes Urteil erzielt. Dann aber war dies anders geworden. Murrenharts Reden hatten sich mehr und mehr verwirrt, und eines Tages war es kein Geheimnis mehr, daß der scharfsichtige Anwalt an einer stetig fortschreitenden Geisteskrankheit litt.

Die Mitbewohner des alten Hauses, in dem Murrenhart mit seiner Dienerin lebte, wußten bald schauerliche Dinge zu berichten. Nachts hörte man ihn wie ein gefangenes Tier durch seine Zimmer wandeln, Türen öffnen, Fenster zuschlagen und laut mit sich selbst reden. Manchmal klopfte er auch an die Decke oder auf den Fußboden, wie um sich zu vergewissern, daß ihm weder von oben noch von unten Gefahr drohe. In einer stürmischen Aprilnacht wurde er mit einem Beil in der Hand auf dem dunklen Korridor des altertümlichen Hauses gesehen, und als er in der folgenden Nacht die Tür der über ihm wohnenden Familie zu erschrecken versucht hatte, um dort einen angeblich vertriebenen Mörder zu vertreiben, war er zwangsweise in eine Anstalt untergebracht worden. Seit dieser Zeit hatte man nichts mehr von ihm gehört.

In der Wohnung des Advokaten hatten wir nun, meine Frau und ich, uns mühsam eingerichtet, obwohl uns — allein schon des alten verwohnten Hauses wegen — von allen Seiten abgeraten worden war. In den gespenstigen Vorgängen erinnerte fast nichts mehr. Die drei hübschen Zimmer nach der Straßenseite waren völlig neu ausgestattet, und das alte Eckloz an der verwitterten Korridortür war durch ein neues ersetzt worden. Nur der hohe Kaminspiegel im Salon und eine kleine Tapetentür, die von dem Eßzimmer nach meiner Arbeitsstube führte, waren dieselben geblieben wie zu Murrenharts Zeit.

Wir führten ein hübsches häusliches Leben. Einige Störung brachten höchstens die häufigen Nachkritiken, die ich über das Schauspiel unseres Hoftheaters für das Hauptblatt der Residenz zu liefern hatte. Hincinal, zuweilen auch dreimal in der Woche war ich abwesend, und wenn ich dann gegen elf oder zwölf Uhr nach Hause kam, rief die Pflicht für einige Stunden mich noch an den Schreibtisch. Der letzte dieser Pflichtabende hatte Goethes Faust in völlig neuer Herrichtung gebracht, und abgepaßter denn je war ich gegen Mitternacht zur Niederschrift meiner Eindrücke gekommen. Neben mir — wir saßen tief im November — summt der Telespiel, und meiner kurzen Pfeife entströmen behagliche blaue Wolken.

Ich hatte höchstens eine halbe Stunde geschrieben, da war es mir, als ob im Salon, der durch das Eßzimmer von meiner Stube getrennt lag, sich vorzüglich schleichende Schritte bemerkbar machten. Meine Frau, die kurz vorher zur Ruhe gegangen war, konnte es ebensowenig sein, wie unser Mädchen, das schon seit zehn Uhr in einer Kammer schlief. Meine vom Faust noch erregten Nerven spannten sich an. Eine wie sonst ganz fremde Bangigkeit besaß mich, gerade wie damals in meiner frühesten Jugend, als ich auf dem dunklen Wege nach meinem kleinen Schlafgemach an der aufgebahrten Leiche meines Pflégewaters vorbei mußte. Gleich darauf verstärkte sich das Geräusch. Jetzt hörte ich deutlich, wie ein Stahl im Salon gerückt wurde, und irgend eine Hand das elektrische Licht neben der Tür mit einem knackernden Laut zum Aufklappen brachte. In diesem Augenblick hatte ich das unabweingliche Gefühl, daß der Unbekannte jetzt vor dem Spiegel stehe und mit starren Augen sich ins Gesicht schaue. Ein Dieb konnte es also unmöglich sein.

Am endlich etwas zu tun, suchte ich in meinem Schreibtisch nach dem geladenen Revolver, den ich einmal für eine Wanderung durch ein einsames Waldgebirge gekauft hatte. Noch ehe ich die Waffe fand, wurde die Tür vom Salon mit hartem Griffe geöffnet und der schleppende Schritt ward im Eßzimmer hörbar. Nun tasteten unsichtbare Hände an der Tapetentür herum, und im nächsten Augenblick stand ein Mensch im schwarzen Mantel und gedrücktem Schlapphut im Rahmen der kleinen Tür — es war, wie ich sofort erkannte, der irrationale Advokat Murrenhart.

„Ich komme“, sagte er mit zerbrochener Stimme und stellte sich dort an meinen Schreibtisch, „um Rechenschaft von Ihnen zu fordern. Wer gibt das Recht Ihnen, sich meiner Wohnung zu bedienen?“

Ich wollte den Eindringling scharf zurechtweisen. Dann aber begann ich mich auf die Krankheit des nächtlichen Besuchers und bei, meine ganze Willenskraft zusammennehmend, ihm einen Stuhl an.

„Sie haben fern“, fuhr er ohne Rücksicht auf meine Einladung fort, „in meiner Wohnung Veränderungen vorgenommen, zu denen Sie kein Recht hatten. Sie haben aus meinen anständigen Zimmern eine greuliche Spielstube gemacht.“

„Der Doktor“, wandte ich artig ein, „Sie werden sich wohl erinnern.“

„An nichts und gar nichts erinnere ich mich, verstehen Sie!“ Mit einer Pässigkeit, als streife er sich einen Sandkorn ab, entnahm er seiner Manteltasche einen Browning und eine Uhr. „Ich könnte Sie natürlich unter Klage stellen, und ich

würde den Prozeß gewinnen. Bei Ihnen paßt es mir aber nicht. Ich ziehe Selbsthilfe vor.“

Er nahm, von meinem Schreibtisch gegen die Tapetentür tretend, die Waffe fest in die Hand und warf einen prüfenden Blick auf die Uhr. „Sie haben zehn Minuten Zeit, mehr Herr. Ordnen Sie Ihre Sachen, dann knalle ich Sie nieder.“

Nun hatte ich genug von dem Wahnsinn. Mit jähem Aufsprang ich auf und wart mich ihm entgegen. Murrenhart war wohl darauf gefaßt. Mit übermenschlicher Kraft, die Last seines schweren Körpers gegen mich stemmend, drückte er mich auf meinen Platz zurück.

„Also zehn Minuten, nicht länger. Begeben Sie sich!“

Das alles war schnell und lautlos vor sich gegangen. Mir schwindelte der Kopf. Wie sollte ich den teuflischen Menschen los werden? Rufen mochte ich nicht. Das hätte gar nichts genützt und meine Frau, die wenige Zimmer abseits schlief, einer ersten Gefahr ausgesetzt.

„Eins!“ zählte der Advokat.

Draußen hatte der Wind sich erhoben und rüttelte mit Ungeheuer an die Fenster. Ich lauschte gespannt auf jeden Laut aus der Straße, vielleicht, daß von dort Hilfe kam.

„Zwei!“ klang es nach einer Weile herüber.

Mein Blick fiel auf die Faustkritik, die unvollendet vor mir lag. Und plötzlich wurde es mir bewußt, daß diese Arbeit wohl nie zu Ende geführt werden würde.

„Drei!“ zählte die Stimme weiter.

Mein Kopf begann in fiebriger Hast zu arbeiten. Jemand etwas mußte nun wohl geschehen, sonst schoß der Wahnsinn mich wie einen Hund über den Haufen. Und sterben wollte ich durfte ich nicht.

„Vier!“

Ich suchte meine Gedanken logisch zu ordnen. Ein paar Zeilen an meine arme junge Frau, die gewiß verzweifelt sein würde, wären das Nächstliegende. Sie sollte wenigstens wissen, wie alles gekommen war. Und dann an die alte Mutter daheim in der Heimat. Die gütige Frau mit dem Goldherzen! Mir wurde ganz wehe bei dem Gedanken an beide.

„Fünf!“ klang die entsetzte Stimme.

Und meine Kollegen in der Redaktion! Die durften doch auch nicht im unklaren bleiben! Das war ich der Zeitung schuldig, die gewiß für einen anständigen Nachruf sorgen würde. Von „treuer Pflichterfüllung“, „gewandter Schreibweise“ usw. Zum Teufel, die würden Augen machen, wenn morgen in aller Frühe der Postbote Bericht meldete.

„Sechs!“

Und meine schönen lieben Sachen! Hier die Regale und Schränke mit all den Büchern, die ich durch meine Kritiken mit erworben hatte, und dort im Salon die Bilder von Künstlerhand, Porträts und Landschaften! Das alles sollte ich hergeben?

„Sieben!“

Da waren ferner meine Arbeiten, Kästen, angefüllt mit Manuskripten im Entwurf und halb ausgeführt. Ein paar Romane waren auch darunter. Und das Urache! Lauter nette kleine Sachen, die ich im Glück und Leid meines Lebens niedergeschrieben hatte. Keine weltbewegenden Verse, aber doch Verse, voller Gemüt und anständiger Gesinnung.

„Acht!“

Und nebenan im Nachbarhaus hatte ich eine kleine Freundin, ein Mädchen von sechs Jahren, das mir alle Morgen sein Händchen gab und ein Bonbon als Gegengabe empfing. Das würde morgen sicherlich warten und gar nicht wissen, warum ich ausblieb. Würde die Kleine, wenn ich tot wäre, mir wohl wieder gelbe Strohblumen bringen, wie damals, als ich zu Bett lag?

„Neun!“ klang es drohend.

Der Gott, wo war ich mit meinen Gedanken geblieben! Ich wollte doch schreiben und hundert Dinge erledigen. Statt dessen dachte ich an niedliche Mädchen und gelbe Strohblumen! Entsetzt schaute ich auf. Da stand der schauerliche Gesell wie ein Geistes an der Tapetentür, sah nach der Uhr und hob langsam und feierlich die Waffe. Das tödliche Ding in seiner Hand glitzerte wie Silber. Da haßte ich diesen Menschen, wie ich noch nie einen Menschen gehaßt hatte. Nein, unverteidigt wollte ich mich nicht werden lassen. Unverteidigt nicht. Und wenn ich...

„Zehn!“

In rasender Wut und unter beständigem Schreien und Todesfurcht stürzte ich mich auf den Scharfen und suchte seine Kehle zu fassen. Ein jähes Blitzen umgab mich. Die Welt versank vor mir. Mein Bewußtsein erlosch. Ich fühlte nur eine tiefe, befreiende unendliche Ruhe.

Eine gute Hand berührte mich sanft. „Daß Du geträumt, Liebster? Du liegst ja am Boden. Was fehlt Dir?“

Ich starrte starrungslos in das Gesicht meiner jungen Frau. Neben mir lag die noch unvollendete Faustkritik. Und die Feder, mit der ich sie geschrieben hatte, steckte wie ein kleiner schwarzer Dolch im Holze des Fußbodens.

### Berühmte Spagmacher.

(Zum 1. April.)

Der 1. April ist nun einmal nach einem seinem Ursprung nach nicht aufgefärrten Brauche der Tag der Spagvögel, des

Kopfer und Lustigmacher, und auch in unserer so ernst und praktisch gewordenen Zeit ist die alte gute Sitte noch nicht ausgestorben. In früheren Zeiten freilich spielten die Aprilscherze eine ganz andere Rolle im Leben; die Schallnarren hatten nicht nur ein offizielles Dofant bei Fürsten und hohen Herren, sondern trieben ihre besten Possen überall und erkannten am Karrentag die tollsten Streiche. Von einigen solchen berühmten Spaßmachern plaudert H. de Brugniere in der *Unizaine Illustrée*.

Im Hause der Mme. de Rambouillet, diesem schöngeselligen Sammelpunkt der französischen Renaissance, wurden nicht nur zierliche Verse gedreht und sentimentale Schwärmerien gesäuelt, sondern man hatte auch Sinn für einen handfesten Spaß, was eines Tages der Marquis von Gramont spüren mußte. Der Marquis war ein besonderer Freund von Champignons, und als er eines Tages bei der „angebeteten Clelia“ weiste, als er von seinem Lieblingsgericht so viel, daß er sich vorzeitig zurücksiehen mußte. Sein verdorbener Magen hinderte ihn nicht, bald in einen rechtschaffenen Schlaf zu verfallen, und nur ließen ihm die lustigen Preziosen seine Sachen fortnehmen, und die Damen nähten mit ihren zierlichen Fingern Beinkleider und Wams viel enger. Als am Morgen der Marquis erwacht und in seine Kleider fahren will, kommt er nicht hinein; die Beinkleider sind viel zu eng, der Wams viel zu knapp. Ein besorgter Freund tritt bei ihm ein:

„Wie blaß du ausziehst! Und alles an dir ist gedunsen und angeschwollen! Bist du krank?“

„Ja, ich habe gestern zu viel Champignons gegessen,“ antwortet der Marquis in höchster Angst, „und jetzt passen mir meine Sachen nicht mehr.“

„Ein sehr bedenklicher Fall. Das ist ein sehr schweres Leiden,“ meint der andere im düsteren Ton.

Der sehr um seine Gesundheit besorgte Marquis denkt bereits an sein nahes Ende, läßt einen Arzt und zugleich auch den Notar und den Geistlichen holen, um mit der Welt abzuschließen. Der Doktor erscheint in seiner würdigen Tracht; — es ist ein Eingeweihter — untersucht ihn umständlich und verschreibt dem geängstigten Patienten endlich auf Lateinisch ein Rezept, das nichts weiter besagt als: „Nimm eine Schere und trenn' die Nähte wieder auf.“

Wisweilen fällt allerdings auch der Forscher in die Grube, die er einem andern gegraben. So ging es einmal dem berühmten Schriftsteller und Zeichner Henri Monnier, der wegen seiner Aprilscherze bekannt war. Eines Tages sieht er in einem Restaurant am Boulevard einen ehrbaren und würdigen Herrn sitzen, der sich sein Essen sehr gut schmecken läßt. Er winkt sich den Kellner heran und flüstert ihm geheimnisvoll zu: „Sehen Sie den Mann dort? Nun, das ist der Henker von Versailles.“ „Teufel!“ ruft der Kellner und erzählt die Geschichte sogleich dem Wirt. Der weiß, was er zu tun hat und was er seinen Mann schuldig ist. Er tritt an den braven Bürger heran und bittet ihn energisch, nie mehr seinen Fuß über die Schwelle seines Hauses zu setzen.

„Man könnte Sie erkennen, und das würde mir schaden.“

„Wie so?“ fragt der andere erstaunt.

„Nun, Sie als der Henker von Versailles...“

„Was bin ich? Wer hat denn das gesagt?“

„Der Herr da drüben.“

Der Bürger betrachtet Monnier mit einem langen Blick. „Ja, ich kann nicht leugnen,“ sagt er dann, „dieser Mensch da kennt mich sehr gut, denn ich habe ihm das glühende Eisen auf die Schulter gedrückt, als er nach einem mehrfachen Mord als Sträfling ins Bagno geschickt wurde.“

Monnier war keineswegs angenehm überrascht, als er darauf in nicht gerade sanfter Weise aus dem Restaurant herausbefördert wurde.

Allmählich hat sich eine gewisse Tradition der Aprilscherze entwickelt; es gibt klassische Späße dieser Art, die sich stets wiederholen. So z. B. das Bestellen verschiedener Lieferanten mit denselben Gegenständen nach einem Ort. Dieser ziemlich schlechte Spaß soll uns Jahr 1840 von einem Pariser Original eingeführt worden sein, das sich M. de Saint-Ericq nannte. Sein ganzes Auftreten war darauf berechnet, die Gasser in Erstaunen zu setzen. Auf dem Boulevard erschien er stets von einem riesengroßen Lakai begleitet, der auch im Café unbeweglich hinter seinem Stuhle stand. Saint-Ericq bestellte dann zwei Portionen Eis, die er in aller Ruhe in seine Stiefel schüttete. Am 1. April gab er einmal zahlreichen Badeanstalten den Auftrag, ihm um 4 Uhr ein warmes Bad ins Haus zu liefern. Der Spahvogel verschloß dann fest seine Wohnungstür und genoß mit Behagen das Schauspiel, das sich zur festgesetzten Stunde vor seinen Fenstern entfaltete. Nacheinander langten die Träger der bestellten Bäder an und wandten sich an den Portier, der sie achselzuckend abwies. Dann ging ein fürchtbares Schimpfen los, und schließlich lagen sich die Leute in den Haaren, schüttelten den Inhalt ihrer Wannen übereinander aus und veranstaleten eine regelrechte Schlacht. Den Schaden mußte der Sonderling freilich bezahlen. Ähnlich ist ein oft wiederholter Spaß, mit dem zuerst ein Redakteur des Evening Star die Londoner in Erregung setzte. Er hatte durch große Annoncen verkündet, daß in der großen Ackerbauhalle von Islington eine Tier-Ausstellung eröffnet würde, und als sich darauf viele Leute herbeidrängten und nach den Tieren fragten, erhielten sie die lebenswürdige Antwort: „Es sind nur zweibeinige hier.“

### Büchertisch.

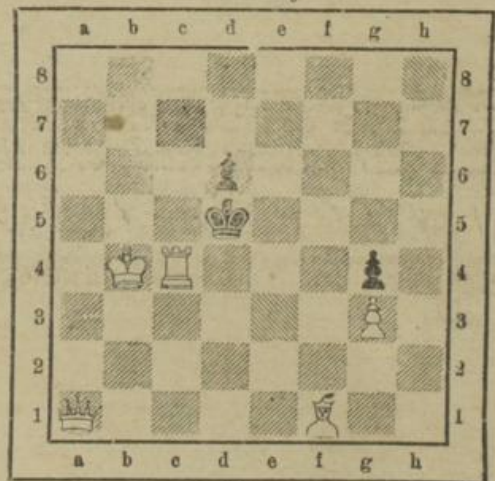
— Karl Hendell: Hundert Gedichte. Auswahl des Verfassers. Mit einer Selbstbiographie des Dichters. Fesse & Beder Verlag, Leipzig. 110 Seiten. 40 Pfennige, gebunden 80 Pfennige. — Der nunmehr fünfzigjährige Karl Hendell vereinigt hier seine besten Schöpfungen zu einem handlichen Bändchen, dessen Preis in Anbetracht der vorzüglichen Ausstattung erstaunlich niedrig ist. Die Sammlung lehrt uns den ganzen Hendell kennen: nicht bloß den glühenden Verehrer der Natur, sondern auch den Arbeiterdichter, den herben Kritiker der Gesellschaft, den Anwalt der Armen und Verfohenen. Eine lehrreiche Selbstbiographie des Dichters erhöht den Wert des Bändchens.

— Neuerscheinungen der Universal-Bibliothek. Nr. 5651. 5652. Die Welt der Kolloide. Von Dr. Heinrich Löffler. 21. Band der Bücher der Naturwissenschaft, herausgegeben von Prof. Dr. Siegmund Günther. Mit 7 Tafeln und 15 Abbildungen im Text. In Leinen 80 Pf., in Leder mit Goldschnitt oder Halbpergamament 1.50 Mk. Inhalt: Vorwort. I. Das Wesen der Kolloide. II. Spezielle Eigenschaften der Kolloide. III. Bedeutung und Anwendung der Kolloide. Register. — Nr. 5653. Nikolaus Nägele und andere Novellen. Von Anna Croissant-Kust. Mit einer Einleitung von Fritz Droop. Inhalt: Einleitung. Nikolaus Nägele. Idylle. Die junge Bäuerin. Tirit-Tirit. Die alte Wittin. — Nr. 5654. Die Geschichte vom Rühlhofbauer. Novelle. Von Adolf Gerkmann. — Nr. 5655. Dramatische Zwiesgespräche. Neues Bändchen. Für das Berufs-theater und die Dilettantenbühne gesammelt und mit der vollständigen Regiearbeit herausgegeben von G. R. Kruse. Inhalt: Die Probe. Scherz in einem Aufzuge von Ottomar Eulking. Ball im Hause! Versuchspiel in einem Aufzuge von Edouard Pailleron. Deutsch von A. Kellner. Der Dreihundertmark-Put. Komödie von E. C. Lehmann. Und das Licht erlosch. Eine Szene von Alexander Graf Trebro. Deutsch von R. v. Közsch. — Nr. 5656. Villa Idylle und andere Humoresken. Von T. Kesa. Inhalt: Villa Idylle. Signor Paolo. Karneval! Infels Möbel. — Nr. 5657. 5658. Autobiographische Skizze. Eine Mitteilung an meine Freunde. Von Richard Wagner. Herausgegeben und eingeleitet von G. R. Kruse. In Leinen 80 Pf. — Nr. 5659. 5660. Ein deutscher Musiker in Paris. Von Richard Wagner. Novellen und Aufsätze. Herausgegeben und eingeleitet von Georg Richard Kruse. In Leinen 80 Pf. Inhalt: Einleitung. 1. Eine Pilgerfahrt zu Beethoven. 2. Ein Ende in Paris. 3. Ein glücklicher Abend. 4. Ueber deutsches Musikwesen. 5. Der Virtuoso und der Künstler. 6. Der Künstler und die Öffentlichkeit. 7. Rossini's „Stabat mater“.

### Schach-Aufgabe.

Von D. Vuller.

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Diamant-Rätsels in voriger Nummer:

G  
L e u  
H a r l o  
G e r t r u d  
B a r k o  
R u m  
d